

THOMAS HÜRLIMANN

Jünglings Erwachen

Der zwölfjährige Neffe des Stiftsbibliothekars und Prälaten Jakob Katz verbringt den Sommer bei seinem Onkel und Fräulein Stark, dessen Haushälterin. Als "Pantoffelministrant" ist er für den Schutz des kostbaren Bibliotheksbodens zuständig.

In den letzten Monaten vor seinem "Einrücken" in die Klosterschule Einsiedeln, nimmt der junge Ich-Erzähler zum ersten Mal den Duft der Frauen wahr. Es passiert einfach, denn seine Nase lässt sich nicht abstellen, wenn er den Füßen der Frauen pflichtgemäß die "Filzfinken" überstreift. Überhaupt, diese Nase: Es scheint eine ganz besondere Bewandnis mit ihr zu haben. Bringt ihr überdurchschnittliches Riechvermögen das Gefühlsleben des Pubertierenden bereits ziemlich durcheinander, gerät ihr Besitzer durch Fräulein Starks Bemerkung, "er sei eben ein kleiner Katz" und bei "so einem müsse man besonders aufpassen", vollends aus dem Gleichgewicht. Genauer erfährt er nicht, weder über das Katz-Geschlecht noch über das Geschlechtliche, denn beide Themen werden am liebsten beschwiegen und dringen zunächst nur als dunkle Andeutungen zu dem Jungen durch.

An Bord der Bücherarche, dem Ort des Geschehens, das etwa vier Jahrzehnte zurückliegt, führen Monsignore Katz und Fräulein Stark das Kommando. Ein ungleicheres Paar lässt sich kaum denken. Er stammt aus der Ebene, sie aus den Appenzeller Bergen. Er ist der Chef, doch sie hat die Hosen an, buchstäblich: "Der Onkel trug die seidene Sommer-soutane aus der Römer Exklusiv-Boutique und die Stark ihr Alpendécor, Kordhose und kariertes Hemd." Ist der Monsignore ein Mann des Wortes, dessen Wahlspruch lautet "Nomina ante res", die Wörter zuerst!, gibt sich die Haushälterin, kaum des Lesens und Schreibens mächtig, gern als "schlichte Variante". Verehrt er verzückt das Kreuz mit dem blutigen Heiland, zieht es sie, die mit Vornamen Magdalena heißt, zur schwarzen Madonna. Diesen beiden Menschen ist der Nepos, wie er meist genannt wird, nun für mehrere Monate anvertraut. Während der Monsignore seinen Ministranten einerseits mit Bildungsgut füttert, andererseits dem Mief seines Altherrenstammtisches aussetzt, wacht Fräulein Stark über das leibliche und sittliche Wohl des Jungen. Hat der Neffe seine Nase wieder einmal zu tief un-

ter die Röcke der Damen gesteckt, gar mit einem Spiegelchen in dunkle Höhen gelinst und hochtoupierete Gruppenführerinnen zu Beschwerden veranlasst, ist die Haushälterin ihm gram und führt ihn dem Onkel vor, auf dass dieser den Unkeuschen richte. Nachdem der Knabe auch noch von nächtlichen Samenergüssen geplagt wird, verlangt Fräulein Stark vom Prälaten, er möge seinen Schützling gefälltigst "in puncto puncti" aufklären. Da der Onkel als Richter wie als Aufklärer versagt und bei jeder Art von Problemen lieber in seine Bücher abtaucht, ist Fräulein Stark gezwungen, selbst einzuschreiten. Auf diese Weise wird der heranreifende Nepos mal dem Onkel, mal Fräulein Stark ausgesetzt, die wie die Figuren eines Wetterhäuschens abwechselnd erscheinen und Einfluss auf die Entwicklung des Jungen nehmen.

Thomas Hürlimann gelingt es, den Entwicklungsschub des pubertierenden "Pantoffelhelden", der ja keineswegs nur die sexuelle Reifung umfasst, sondern auch und vor allem das Erkennen gesellschaftlicher und historischer Zusammenhänge, überzeugend darzustellen.

Der innere Zwiespalt des Heranwachsenden – hie die freche Vorwitznase, da der keusche Kuttenträger in spe – vertieft sich immer mehr. Dem Fräulein zuliebe will der Nepos den kleinen Katz "aus sich hinausbeten", um zu sein wie alle anderen, schließlich verdeckt auch der Onkel sein Geschlecht unter wehenden Soutanen und einer "leichenweißen Fettschicht". Mit der Schilderung der inneren Nöte des Neffen begibt sich der Autor zweifellos auf gefährliches Terrain, und es darf angenommen werden, dass ihm das bewusst ist. Dem Neffen werden nämlich auf rätselhafte Weise immer neue Dokumente zugespielt, die den Leidensweg der jüdischen Familie Katz schildern, und zwar völlig unverschleiert. Diese Familiengeschichte flicht Hürlimann in die Novelle ein.

Der Reifeprozess des Ich-Erzählers ist, wie im richtigen Leben, langwierig und natürlich nicht frei von Missverständnissen, weil all die wichtigen Dinge, die er zu wissen

begehrt, sich verbergen, verschleiert daherkommen, eben "darunter" liegen ("Des-sous" sind nicht umsonst ein Motiv des Buches). Das führt paradoxerweise dazu, dass der Heranwachsende die Welt, wenn sie sich denn tatsächlich vor seinen Augen auftut, nicht zu sehen vermag. Dieses Phänomen macht sich auch der Autor zunutze: Er deutet an, lässt offen, stellt in Frage und führt seine LeserInnen so oft und so geschickt an der Nase herum, dass sie in den Fällen, in denen sie mit eben dieser Nase auf das Gesuchte gestoßen werden, erst einmal gar nichts wahrnehmen. Dies geschieht freilich auf eine so intelligente und witzige Weise, dass man sich diesem Spiel mit dem größten Vergnügen überlässt.

Thomas Hürlimann hat mit seinem Buch in den vergangenen Wochen einen gewaltigen Wirbel ausgelöst. Angegriffen wurde er von zwei Seiten: Erst wehrte sich des Dichters Onkel gegen die Fiktionalisierung realer Personen, dann wurden dem Autor antisemitische Tendenzen unterstellt. Der Onkel (übrigens ein leibhafter Monsignore mit Namen "Duft") nahm es übel, in eine literarische Figur verwandelt worden zu sein, und noch übler, dass sein Neffe es nicht einmal für nötig befunden hatte, den Namen der Haushälterin zu ändern. Ein Skandal? Ohne Monsignore Dufts Aufschrei hätte wohl kaum jemand reale Personen mit den Figuren der Novelle in Verbindung gebracht. Die zweite Breitseite gegen Hürlimann ist ernsterer Natur. Nachdem Marcel Reich-Ranicki das "Versagen der deutschen Literaturkritik" moniert hatte, da niemand außer ihm die "antisemitischen Klischees" bemerkt habe, die Hürlimanns Buch "in einer für den Lesenden missverständlichen Weise" durchsetzten, reagierten manche der Gescholtenen wie ertappte Kinder und zeigten mit dem Finger auf den Autor.

Dieser, 1950 in Zug geboren, ist als Schriftsteller nun beileibe kein Novize, sondern ein gestandener Autor, dessen literarisches Werk (u.a. *Das Gartenhaus*, *Die Tessinerin*, *Der*



Ein Frauenporträt zwischen Zeitdokument und Roman.
Besprechung auf Seite III.

große Kater, *Das Einsiedler Welttheater*) vielfach ausgezeichnet worden ist. Darüber hinaus ist er Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und lehrt in Leipzig am Deutschen Literaturinstitut. Der Vorwurf, Hürlimann, der mit seiner Novelle auf knappstem Raum ein brillantes und wirklichkeitsgetreues Porträt einer Gesellschaft liefert, unter deren Glocke wahrhaftig nicht nur antisemitische Klischees gedeihen, mache sich mit diesen Klischees gemein, ist einfach infam. Wohl selten ist das Alphabet jener "Lingua Tertii Imperii", deren fatale Folgen Viktor Klemperer eindrucksvoll beschrieben hat, so überzeugend durchbuchstabiert worden wie in diesem Werk. Soll es denn ernsthaft verboten sein, den "ganz normalen Wahnsinn" der Welt aufzuzeigen, auf den bloßen Verdacht hin, unbedarfte oder auch nur

unaufmerksame LeserInnen könnten das Geschriebene eventuell missverstehen? Wie groß ist denn diese Gefahr, wenn nicht einmal die Mehrheit der Literaturprofis die inkriminierten Aussagen vor Reich-Ranickis Einwurf noch wahrgenommen hat? Viel eher steht doch zu vermuten, dass gerade "schlichte Varianten" das Buch weitaus besser verstehen als die Großkopfeten der Literaturkritik (oder als es diese für möglich halten). Fazit: Das einzig Bedauerliche an dieser Novelle, in der sich Sinn und Sinnlichkeit auf das Vortrefflichste paaren, ist ihre Kürze, denn nach weniger als 200 Seiten ist Schluss. Aber erstens lässt sich das Lesevergnügen ja *ad libitum* wiederholen und zweitens hat der Autor eine Fortsetzung versprochen.

Angela Wicharz-Lindner

Wenn Sie die literarischen Aktivitäten von "Lieszeechen" (Lesungen und ExLibris) unterstützen wollen, werden Sie einfach Mitglied des Vereins. Es genügt, Ihren Beitrag auf das Postscheckkonto CCP 12 60 72 - 69 "Lieszeechen asbl" zu überweisen.

Ab 200 frs. sind Sie Mitglied, großzügigere Spenden werden dankend angenommen.



Thomas Hürlimann:
Fräulein Stark,
Ammann Verlag Zürich
2001, 192 S., 19,43 €.

FRÉDÉRIC BEIGBEDER

Hochmut kommt vor dem Fall

Von der schönen, bunten, glitzernden, verlogenen und ins Verderben stürzenden Werbewelt.

Frédéric Beigbeder: Neununddreißig (99 Francs, Bernard Grasset, Paris), Deutsch von Brigitte Große, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2001, 271 S., 20,41 €.

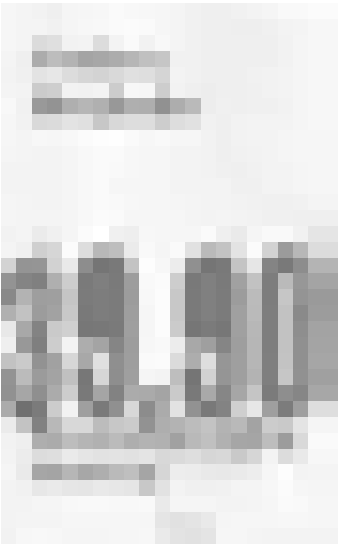
Octave ist Texter in der Pariser Filiale einer renommierten internationalen Werbeagentur. Das bedeutet Kohle ohne Ende, Koks so viel in die Nase reingeht, die schönsten Frauen, die edelsten Essen, die hipsten Reisen, und boden- und namenlose Langeweile, durch nichts und niemanden mehr zu füllen.

Seine Freundin Sophie hat er nicht halten können und wollen, trotz des Kindes, das sie von ihm erwartet, und die Angst vor Nähe bekämpft er ohne jeglichen Erfolg mit den schönsten Edelnutten, die die französische Hauptstadt zu

bieten hat. Seine Wut auf die Abartigkeit der Werbewelt, auf den Zynismus, mit dem die großen Konzerne alles und jeden kaufen, auf das Wissen um seine eigene Käuflichkeit und die Absurdität seiner Existenz steigt unentwegt. Die riesengroße, durchgestylte und furchtbar leere Luxuswohnung, der BMW, das WAP-Handy und die zahlreichen anderen Spielzeuge, die den Kreativen als Belohnung dafür hinterhergeworfen werden, dass sie zur Verarschung der Massen beitragen, helfen nicht gegen die Einsamkeit, und es genügt der Anblick eines Babybettchens im Schaufenster, um die beziehungslose Scheinwelt kollabieren zu lassen - Übersättigung und Hoffnungslosigkeit, die sich schließlich in einem blutigen Verbrechen entladen.

Neununddreißig neunzig ist der Preis (in DM, der Originaltitel heißt "99 Francs"), den die geneigte Leserschaft für den Skandalroman von Frédéric Beigbeder hinblättern muss. Diese Werk brachte ihn immerhin um einen gut bezahlten Job in einer Werbeagentur (was er wohl wusste, als er es schrieb, denn er kokettiert von Anfang an damit), schoss aber gleichzeitig in den Bestsellerlisten Frankreichs ganz nach oben. Heute arbeitet Beigbeder als Schriftsteller und Literaturkritiker.

Als ehemaliger Insider weiß er wohl, wovon er spricht. Bemerkenswert sind nicht nur die Fakten, mit denen der 36jährige uns konfrontiert, sondern es ist vor allem der bodenlose Zynismus, der einem aus den 280 Seiten entge-



genschlägt, der einem stellenweise den Atem raubt. Bitterböse ist der junge Mann, schonungslos seine Beschreibungen der Glamour-Welt oder dessen, was wir dafür halten, sowie all der schönen Protagonist(inn)en, die sich darin bewegen, beunruhigend die Urgewalt, mit der er uns um die Ohren haut, wie unfrei, da grenzenlos manipulierbar wir doch sind, dass Geld (und damit die Konzerne) längst die Welt re-

gieren, was wir zwar alle schon lange ahnen, wofür wir aber nie einen so knallharten Beweis haben wollten. Das ist kein Roman im herkömmlichen Sinne, sondern eine mit viel Fantasie konsequent zu Ende gedachte rabenschwarze Realsatire mit Realo-Hintergrund, mit viel Wut im Bauch geschrieben. Es gibt in Frankreich derzeit offenbar noch ein paar solch wilder Autoren, und sollte diese Genre sich bei einem breiten Publikum durchsetzen, könnte durchaus eine neue Nachdenklichkeit einsetzen. Heftig, schwierig und richtig gut!

Suzanne König

LIDIA JORGE: Epische Breite

Neben dem Nobelpreisträger José Saramago und seinem Nebenbuhler Antonio Lobo Antunes gehört die Autorin **Lidia Jorge** zum Spitzentrio der zeitgenössischen Literatur Portugals.

Um große Gefühle geht es in ihrem zuletzt erschienenen Werk **Die Decke des Soldaten**. Der Soldat Walter ist das schwarze Schaf der Familie, die im Gehöft des ländlichen Portugal zusammenlebt. Walter ist der Vagabund, der Frauenheld, der das große Haus verlassen musste und sich bei Nacht und Nebel bei seiner 15-jährigen "Nichte", die in Wahrheit seine Tochter ist, für seine Verantwortunglosigkeit entschuldigt. Die erwachsene Tochter macht sich später auf die Suche nach ihrem Vater und treibt ihn in Argentinien auf. Wird sich die Suche nach ihrer Identität für die Tochter in Wohlgefallen auflösen oder wird die allseits präsente Zweideutigkeit der Situationen und Gefühle am Ende obsiegen?

Sprachliches Raffinement, atmosphärische Dichte und virtuos zusammengefügte Handlungsstränge sind das Markenzeichen dieser phänomenalen Autorin. Der Sog, der von dieser spannenden Geschichte ausgeht, ist unwiderstehlich. Dies ist große Literatur, die psychologische Feinheiten mit einer wunderbaren sprachlichen Eleganz zu einer dichten und packenden Geschichte zusammenfädelt. Trotz der mitunter etwas verschlungenen Sequenzen verlieren die LeserInnen nie den Faden dieser kunstvollen Flickendecke um eine verlorene Tochter-Vater-Beziehung.

Lidia Jorge: Die Decke des Soldaten, Roman aus dem Portugiesischen ("O vale da paixão", Dom Quixote Lisboa 1998) von Karin von Schweder-Schreiner, Suhrkamp Verlag Frankfurt 2000, 255 S., 20,35 €.

THEODOR KALLIFATIDES: Ein leichter Fall

(nre) - Kaum ist die junge Kristina Vendel Leiterin der Polizeistafel in Huddinge, wird auch schon eine Leiche im Plastiksack ans Ufer geschwemmt. Es bedarf langwieriger und kleinteiliger Recherchen, um herauszufinden, dass es sich bei dem Opfer um eine Russin aus Estland handelt, die in Stockholm ermordet wurde. Nachdem ihre Identität festgestellt ist, gibt es bald einen Verdächtigen, der auch sofort gesteht. Kurz danach erhält Vedel aber noch ein weiteres Geständnis und muss sich jetzt die Frage stellen, wer hier wen deckt.

Garniert mit vielen Beziehungsproblemen, plätschert die Geschichte des auf Schwedisch schreibenden griechenstämmigen Autors spannungslos dahin. Zudem ist der Krimi mit billigen, an den Haaren herbeigezogenen Vergleichen gespickt. Es wimmelt von überflüssigen Adjektiven und abgedroschenen Phrasen. Schon auf Seite 1 läßt der Autor z. B. bei einer Frau ein "Cello zwischen ihren Beinen matt wie einen Delfin schimmern ..., um nicht noch etwas anderes zu sagen". Wer sich davon nicht gleich ganz abschrecken läßt, den bedenkt das Buch mit einem funkelnden Blick, der "die Spinnweben des Geschlechts weggefegt" hat, mit einer Anja, die "wie eine Sonnenblume" aufgeht, mit Toiletten eines Hotels, "die so leise spülten, wie Schwalben seufzen"... Wer sich gern an Stilblüten ergötzt, kommt voll auf seine Kosten. Für alle andern ist dieses Buch schlicht eine Zumutung.

Theodor Kallifatides: Ein leichter Fall (Ett enkelt brott, Albert Bonniers Förlag, Stockholm), Deutsch von Susanne Dahmann, Schneekluth Verlag München 2001, 288 S., 19,90 €.

CHRISTOPHER G. MOORE

Auf der Suche nach dem großen Kick

Amerikanische Sextouristen machen in Thailand nicht nur Bekanntschaft mit exotischen Liebesdienerinnen.

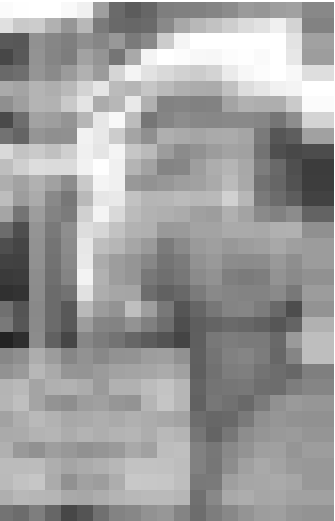
Der Kanadier Christopher G. Moore war zunächst Juraprofessor, bevor er anfang Theaterstücke zu schreiben, um dann Romancier zu werden. Seit gut zwölf Jahren lebt er überwiegend in Thailand, wo er 1992 mit der Serie um den desillusionierten Privatdetektiv Vincent Calvino begann. Von mittlerweile sechs Calvino-Romanen erscheint nun ein zweiter auf deutsch.

Moores heruntergekommenen Amerikaner Calvino lebt schon seit vielen Jahren in Bangkok und trotzdem hat er hin und wieder noch Schwierigkeiten mit der ostasiatischen Mentalität. Einerseits hat er sich seinem Heimatland längst entfremdet, andererseits ist und bleibt er für die Thai der Fremde, "der Farang". Das Leben zwischen den beiden Kulturen und ihren unterschiedlichen Denkweisen ist das reizvolle Zentralthema der Calvino-Serie.

In "Nana Plaza" beschäftigt sich Vincent Calvino zunächst mit mehreren mysteriösen Todesfällen. Während die Polizei noch an puren Zufall glaubt, denkt er eher an einen Serienmörder, da die Opfer zu viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Bei allen Betroffenen handelt es sich um ledige Amerikaner, die bereits kurz nach ihrer Ankunft in Thailand an einer Überdosis Heroin sterben. Alle diese allein reisenden Männer waren auch Mitglieder von "The Cause", einer Cybersexvereinigung, die fragwürdige Informationen für Sextouri-

sten herausgibt: In ihrem Online-Magazin können sich Macker vorab über einschlägige Bars, die Qualitäten und Leistungen der Frauen und die Preise für einen "Monsterfick" informieren; Mann kann aber auch über seine geilsten Erlebnisse berichten oder chatten ...

Calvino aber bleibt nicht viel Zeit, sich mit den toten Perverslingen zu beschäftigen: Sein Freund Pratt, Lieutenant Colonel bei der thailändischen Polizei, hat nämlich ein äußerst lukratives Jobangebot für ihn: Gemeinsam mit dem aus Thailand stammenden Jessada Santisak von der Polizei aus Los Angeles soll er für einige Tage den amerikanischen Anwalt Wes Naylor schützen. Was zunächst wie eine harmlose Fingerübung aussieht, entwickelt sich aber bald zu einer Meisterprüfung. Naylor ist nicht nur dumm, schmierig und dreist, sondern entpuppt sich auch noch als Urheber von "The Cause". In Thailand ist er dann auch mehr an exotischen Frauen als an seinen Verhandlungen um ein heruntergekommenes Hotel interessiert. Deshalb reagiert er auf die ihm zugewiesenen Leibwächter höchst ungehalten. Der "amerikanisierte Thai" Jessada und der "thaiifizierte Farang" Calvino müssen ihrem Klienten ihre Dienste daher immer wieder regelrecht aufdrängen. Selbst als die Drei in eine Schießerei verwickelt werden und nur knapp einem Sprengstoffanschlag entgehen,



widersetzt sich Naylor den Sicherheitsvorkehrungen. Im Lauf seiner Tätigkeit kommt Calvino zu der Gewissheit, dass der zweitklassige Anwalt unmöglich das Ziel der Angriffe hat sein können. Als er die wirklichen Motive für die Taten erkennt, wird es erst richtig hektisch ...

Moores Krimi ist nicht nur action-, sondern auch kenntnisreich. Er versteht es ausgezeichnet, die Atmosphäre seines exotischen Schauplatzes zu vermitteln. In seinen gut durchgezeichneten Personen gelingt es ihm, die unterschiedlichen Kulturen aufeinander treffen und miteinander agieren zu lassen. Seine Handlungsstränge sind geschickt gelegt und gut ineinander verwoben. Oft führen sie die gespannten LeserInnen auch auf falsche Fährten und stacheln dadurch ihre Neugier nur noch mehr an.

Nelly Rech-Eirich

Christopher G. Moore: Nana Plaza, Kriminalroman aus dem Englischen ("Cold Hit", Heaven Lake Press, Bangkok) von Peter Friedrich, Unionsverlag Zürich 2001, 314 S., 10,17 €.



ROLF SILBER

Wer andern eine Grube gräbt

...fällt noch lange nicht selbst hinein. Als Fachmann für Bestattungsfragen hatte sich Rainer Licht den Weg ins Jenseits jedenfalls viel leichter vorgestellt.

Ort, Zeitpunkt, Ambiente: einfach perfekt. Dafür ist Rainer Licht schließlich bekannt. Und im Grunde hatte ihm ja gerade dieser Perfektionismus das Genick gebrochen, rein geschäftlich jedenfalls. Konnte sich seine Kundschaft keine kostspielige Beerdigung leisten oder waren die Angehörigen zu geizig für eine angemessene Abschiedsveranstaltung, sorgte Rainer eben auf eigene Rechnung für die notwendigen Requisiten - ein unfehlbares Rezept, selbst die florierendste Firma in den Ruin zu treiben.

Welche Alternative blieb Rainer Licht denn noch, als den eigenen Abgang möglichst stilvoll zu inszenieren? Vielleicht mit einer eleganten Abschiedsvorstellung im schwarzen Citroën, auf einem abgele-

genen Parkplatz hoch über dem Rheintal? Sich bei Sonnenaufgang zu Wagner-Klängen eine Kugel in den Kopf jagen, während im friedlichen Hunsrückörtchen Bischbach zeitgleich eine Bombe hochgeht, das wär's doch.

Zunächst läuft alles nach Plan. Bis ein knallroter Alfa Romeo heranbraust und mit voll aufgedrehter Anlage ausgerechnet neben dem Citroën stehen bleibt. Rainer Licht, einer derartigen optischen und akustischen Zumutung nicht gewachsen, beschließt schweren Herzens, die Selbstentleerung zu verschieben. Als die fahrbare Disco Schauplatz eines Dramas zu werden droht, sieht sich der Tote auf Abruf gar gezwungen, den Helden zu geben und eine junge Dame aus den Fängen ihres zudring-

lichen Chauffeurs zu befreien. Die junge Dame heißt Vera, hat einen schwarzen Igelkopf und bringt Rainer ziemlich aus dem Gleichgewicht. Auch Vera findet diesen merkwürdigen Menschen mit dem eigenwilligen Geruch (rumänisches Herrenparfüm?) sympathisch.

Der Zudringliche war übrigens Veras Chef, zumindest gewesen, denn vor seiner Flucht hatte er sie noch fristlos gefeuert. Als frisch entlassene Angestellte der Firma Fotobliitz steht Vera ziemlich dumm da, denn sie muss unbedingt ihre Schulden begleichen. Kampflös kann und will sie ihre Kündigung jedenfalls nicht hinnehmen, nicht unter diesen Umständen. Und außerdem: Schon lange zweifelt sie daran, dass die Firma vom Entwickeln normaler Urlaubs-

fotos lebt. Vera hat da einen ganz speziellen Verdacht. Ob Rainer ihr wohl bei den Nachforschungen behilflich sein könnte? Der überrumpelte Retter leistet nur schwachen Widerstand. Einer, der nichts mehr zu verlieren hat, kann auch mal den Mutigen markieren, und so macht Rainer Licht Bekanntschaft mit dem Milieu und gerät statt in den Hades mit der Frankfurter Unterwelt aneinander.

Rolf Silbers Roman um den lebensmüden "Leichenheini", der die Liebe entdeckt und mit Hilfe zweier in jeder Hinsicht schlagfertiger Frauen gleich mehreren Gangstern den Gar aus macht, ist eine nachtschwarze Krimikomödie, die vom Autor hoffentlich auch als Filmvorlage genutzt wird, schließlich ist der 1953 gebo-

rene Silber im Hauptberuf Fernsehautor und Regisseur (u.a. *Käpt'n Blaubär*, *5 Zimmer*, *Küche Bad* und *Echte Kerle*). Trotzdem sei nicht verschwiegen, dass beim Eichborn Verlag bereits zwei Bücher von ihm erschienen sind: *Helter Skelter* (1993) und *Beutemacher* (1998).

Angela Wicharz-Lindner

Rolf Silber: Das Leben tobt!, Eichborn Verlag Frankfurt 2001, 219 S., 18,42 €.

TIM PEARS

Wie das Leben so spielt

Tim Pears beherrscht die Kunst, zahlreiche Lebensgeschichten spannend zu erzählen und sie zu einem bemerkenswerten Gesamtbild zusammenzufügen.

Schlag zwölf stoßen die Mitarbeiter des Instituts für Organologie in einer Kneipe in Oxford auf das neue Jahr an und trinken sich gemeinsam durch die Nacht. Jack fährt derweil im Westen des Landes seinen Sattelschlepper durch die Nacht. Der Fuhrunternehmer Phil Scritt, für den Jack seine Touren fährt, hat ihm in der Silvesternacht noch eine Fuhre aufs Auge gedrückt. Nur zwei Stunden später schleicht Martha sich an das Haus, in

das sie einsteigen wird, um sich lautlos Schmuck und andere Wertgegenstände anzueignen, ohne die Bewohner zu wecken. Solo, alleinerziehender Vater in Manchester, trägt seinen behinderten Sohn Ben nach einer feucht-fröhlichen Zecherei mit seinen Freunden in die triste Wohnsiedlung zurück. Für sie und Roderick Pastille, den konservativen Minister, die junge Rebecca, die den Jahresbeginn von wilden Träumen unterbrochen verschläft, weil sie zu viel Ecstasy eingeworfen hat, den an Amnesie leidenden Sam, für den das Leben jeden Morgen neu beginnt, ist diese Silvesternacht der Anfang eines Weges, der ihre Schicksale exakt ein Jahr später zusammenführen wird, obwohl sie aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten stammen und in weit auseinander liegenden Regionen leben. Es gibt scheinbar keine Berührungspunkte, zu unterschiedlich sind die Biographien, die sich beim Lesen entfalten. Und doch fügt sich ein Jahr später an Silvester alles zusammen und an einen neuen Platz.

Der Spiegel hat Tim Pears als geborenen Erzähler bezeichnet, in seiner englischen Heimat wird er schon mit Faulkner und García Márquez in einem Atemzug genannt, und das ist gewiss keine Übertreibung. Von Anfang an lässt der Autor zahlreiche Erzählstränge parallel laufen, ohne seine Leser je zu verwirren, führt geduldig und mit fesselnder Erzählkunst in die jeweiligen Einzelschicksale ein, um sie schließlich wunderbar mühelos miteinander zu verflech-

ten. Seite für Seite entwickelt sich das Schicksal seiner Protagonist(inn)en, oft ungewohnt, verwirrend, bedrückend, aber auch humorvoll und immer spannend. Kapitel für Kapitel baut sich ein immer besseres Verständnis dieser Menschen und ihres Werdeganges auf, und dabei entsteht ganz allmählich ein schonungslos ehrliches Bild der (britischen) Gesellschaft, die in einem tiefgreifenden Wandel begriffen ist. Das Geniale an dem Buch ist, dass diese Zeichnung so gut verpackt daher kommt, das man erst ziemlich am Ende vollends begreift, wie umfassend es ist, was man da gerade gelesen hat. Was zunächst wie gute Unterhaltungsliteratur anmuten mag, macht nachdenklich, manchmal auch betroffen, wühlt auf und rührt bisweilen auch zutiefst. Ein beeindruckendes Buch, für das man sich nicht nur wegen der knapp sechshundert Seiten Zeit nehmen muss.

Suzanne König

Tim Pears: Der Lauf der Sonne, ("A Revolution of the Sun", Transworld Publishers, London), aus dem Englischen von Michael Kleeberg, Blanvalet Verlag, München, 2001, 566 S., 24,54 €.

RAINER MERKEL: Durch die Blume

(awl) - Christian Schlier, abgebrochener Medizinstudent, der seinen Lebensunterhalt als Taxifahrer verdient, erhält von einem Freund aus Zivildiensttagen das Angebot, in der renommierten Werbeagentur GFPD als Konzepter einzusteigen. Ein wichtiges Bausparkassen-Projekt steht auf dem Plan. Der eher verträumte Christian, dem kaum etwas ferner liegt als Bausparkassen, findet sich unversehens als Teil eines Teams wieder, dessen Funktionieren ihm wie ein Wunder erscheint. Bei der Arbeitsgestaltung haben die "Kreativen" freie Hand, Hauptsache, das Konzept findet die Billigung des Kunden. Damit wird die Projektpräsentation zur Stunde der Wahrheit, und die Spannung bei allen Beteiligten steigt unaufhaltsam... Rainer Merkel, Jahrgang 1964, hat Psychologie und Kunstgeschichte studiert. In seinem Roman geht es ihm vor allem um die innere Befindlichkeit des Ich-Erzählers, der seine neue Situation ausgiebig reflektiert. Verpackt ist das Ganze in einen wirklich toll gestalteten Umschlag, der mit lauter blauen und grünen Tulpen auf pinkfarbenen Stängeln zum Kauf lockt. Das Buch, das mit dem Literaturförderpreis der Jürgen Ponto-Stiftung 2001 ausgezeichnet wurde, liest sich stellenweise auch ganz interessant, doch ist für die Rezensentin insgesamt eher nur ein "schwaches Flüstern und Plätschern zu hören, das, leiser werdend, in einem langen synthetischen Hauch ausklingt" (S. 47).

Rainer Merkel: Das Jahr der Wunder, S. Fischer Verlag Frankfurt 2001, 283 S., 19,90 €.

FULVIO TOMIZZA: Ein Frau des letzten Jahrhunderts

(roga) - "Eine Geschichte aus dem 20. Jahrhundert" lautet der Untertitel dieses Frauenportraits des in Istrien geborenen und 1999 in Triest gestorbenen Autors *Fulvio Tomizza*. Die Heldin *Franziska* wird am 1. Januar 1900 in Slowenien geboren. Sie wird damit automatisch Patenkind von Kaiser Franz Joseph und erhält 1000 Kronen. Ihre Geburt wurde allerdings von der am "Gewinn" beteiligten Hebamme hinausgezögert, weshalb die Mutter bei der Geburt stirbt.

Zum Glück gerät Franziska in die Obhut einer adeligen Witwe und genießt eine Erziehung über dem damaligen Standard ihrer Herkunft. Sie gerät später in die Wirren um die Eingliederung von Triest in den italienischen Staat. Ihre Herkunft verhindert, dass ihre Beziehung zu dem italienischen Offizier Nino sich zu einer Heirat entwickelt.

Ähnlich wie Freddy Germanos (*Teresa*, siehe ExLibris 11/2001) hat Fulvio Tomizza hier eine wahre Biographie als Ausgangspunkt seines Romans benutzt. Genauer gesagt, die Korrespondenz zwischen Franziska und ihrem Geliebten Nino, die der Autor am Ende kommentiert und in einen geschichtlichen Rahmen setzt. Die Herangehensweise zwischen Zeitdokument und Roman ist etwas ungewöhnlich, doch wichtig ist, was dabei am Ende rauskommt. Nämlich ein spannendes, zeitgeschichtlich relevantes und respektvolles Frauenportrait aus der Zeit einer früheren Jahrhundertwende, deren Lehren heute allzu sehr vergessen scheinen. *Fulvio Tomizza: Franziska, Roman aus dem Italienischen ("Franziska", Mondadori Mailand 1997) von Ragni Maria Gschwend, Paul Zsolnay Verlag München 2001, 227 S., 17,89 €.*

